

„Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägypten, aus der Knechtschaft, herausgeführt habe.“

Symposion der Stiftung Bruder Klaus in Hundwil
1. und 2. November 2013

Eine fokussierenden Zusammenfassung

Prof. *Antonio Loprieno*, Basel, zeigte auf, dass auch in der ägyptischen Selbstdarstellung die beiden Motive zu finden sind, mit denen die biblischen Schriften diese Kultur charakterisieren: Zum einen bietet sie Fremden Zuflucht in Zeiten der Not. Zum andern werden die Nichtägypter „beim Bart genommen“ und entwürdigt, so dass es für sie nur darum gehen kann, sich von dieser Unterdrückung zu emanzipieren.

Im Vergleich zu den israelitischen Grunddokumenten lässt sich eine tiefere Dualität erkennen: In Ägypten sind die Götter und das Totenreich überbestimmt. Die Priester wissen bis in die Details Bescheid über diese verborgene Welt und können mit ihren magischen Künsten dafür sorgen, dass es auch im Tod gut weitergeht (es sei denn, dass die finanziellen Mittel für diese Vorsorge fehlen). Israels Gott bleibt im Vergleich dazu radikal unterbestimmt – ein denkbar kurzer Verbalsatz vergegenwärtigt seinen Namen. Im Hinblick auf das Totenreich entwickelt Israel keine eigenen Vorstellungen. Gott und damit auch seine Macht über den Tod bleibt dem menschlichen Zugriff entzogen.

Wie aber ist der Exodus Israels aus Ägypten zu deuten? *Ethisch*: so, dass in Ägypten *alle* Sklaven waren und auf Freiheit hoffen? Oder *politisch*: so dass Israel zu *seiner* besonderen Freiheit gefunden habe?

Profn. *Anna Jessen*, Darmstadt, zeichnete den kaum je bedachten Gang der biblischen Schriften nach: Gleich nach der Geschichte vom Auszug aus Ägypten findet sich die ausführliche – und überraschend „handliche“ – Baubeschreibung der „Stiftshütte“. Mit einer grossen Liebe zum Detail werden Herkunft der Mittel (Fundraising), Materialien, Mengen, Proportionen, Techniken der Möblierung und der Aussenhülle eines Zeltes beschrieben, lange Textpassagen, die zunächst nur für diejenigen von Interesse sind, die dieses Bauwerk erstellen sollen. In der modernen Architekturgeschichte ist mit reichem Anschauungsmaterial aus allen Kulturen viel über die geschichtlichen Ursprünge des Bauens philosophiert worden; dieses Herzstück der jüdisch-christlichen Tradition blieb unbedacht. Mies van der Rohe hat aber offensichtlich für seinen wegweisenden Barcelona-Pavillon von 1929 aus diesem Bibeltext geschöpft.

Im Gang der biblischen Erzählung vom Auszug aus Ägypten erinnert der Text daran, dass Freiheit womöglich individuell zu haben ist, dass aber ein Zusammen immer der Form bedarf (Adolf Behne), und dass diese Form zu einer materiellen Verwirklichung drängt.

Prof. *Fritz Osterwalder*, Bern, legte dar, wie das Wort von der Befreiung aus Ägypten das staatliche Werden der Eidgenossenschaft begleitet hat. Ulrich Zwingli schöpft aus ihm die Überzeugung, dass die Bekehrung vieler Einzelner eine innerlich erneuerte Freiheitsordnung zur Folge haben werde. Gut hundert Jahre später beschwört der katholische Staatsrechtler Bühler aus Schwyz die Heilszeit der alten Eidgenossenschaft („sie waren ein Herz und eine Seele“) und empfiehlt die Rückwendung zu dieser Zeit als „politische Medizin“, um die Freiheit zu erhalten. Inhaltlich gefüllt wurde dieses Freiheitsverständnis aber eher von antik römischen als von biblischen Leitmotiven.

So wurde das politische Streben von zwei unterschiedliche Idealen geformt: Von dem ciceronischen Verständnis der Tugend, die sich – äusserlich – im Vollzug bewährt, und von der theologischen Erwartung, dass sich die Menschen – innerlich – zur Gnade erziehen lassen. Im Namen der Gnadenverheissung konnte sich so um der Freiheit willen eine obrigkeitliche Erziehung etablieren, die den Zugriff in die Innerlichkeit bedingt. Bis heute tragen religiöse Vorstellungen übersteigerte Erwartungen ins Leben, wenn zum Beispiel die Rede davon ist, die Schule könne (und müsse) mit einer „ganzheitlichen“ Bildung zum Heil der Menschen beitragen. Durch dieses Ziel einer göttlichen Gerechtigkeit wird gefährdet, was für die moderne Demokratie grundlegend ist: die Erziehung zur Fähigkeit, sich in geregelten Verfahren vernünftig zu verständigen.

Die abschliessende Podiumsdiskussion machte zunächst deutlich: Auch wenn sich alle auf ein gemeinsames, kurzes und zweifellos geschichtswirksames Bibelwort beziehen, ist die Verständigung dadurch keineswegs schon leichter. Die verschiedenen Zugänge akzentuieren zunächst eine kaum zu vermittelnde Fülle von Sichtweisen und Anliegen, die sich auf eine verwirrende Weise treffen, verstärken und wieder aufheben. So blieb eine einfache Frage im Raum hängen: Wie kommt es, dass die Bibel etwas Grundlegendes und Kulturübergreifendes mit gerade nur zwei Worten ausspricht: „Töte nicht!“, und dass sie unzählig viele Worte dem Schmuck des Priesterschurzes widmet? Das entspricht der Tatsache, dass wir im Alltag faktisch viel mehr Texte lesen, die Praktisches umschreiben, als Erörterungen über Prinzipielles. Doch warum ist das so?

In der Diskussion wurden die vielen möglichen Fragen rasch auf die augenscheinlichste Schwierigkeit in unserer momentanen Lage hin gebündelt: Ist es überhaupt möglich und sinnvoll, sich in einem multireligiösen Kontext auf die biblische Tradition zu beziehen? Insbesondere, wenn die Freiheit sich nur etablieren kann, sofern sie von der radikal knappen Bestimmtheit des Gottesnamens in eine anschauliche Form drängt, weil erst diese ein „Zusammen“ möglich macht? Und weil das Innerste dieser Form ja nicht leer ist, sondern ganz offenkundig den Anspruch erhebt, bewohnt zu sein? Man könnte fragen, ob in dieser Situation nicht ein Rückzug auf die Anschaulichkeit des Naturerlebens (wie ihn wohl eine Mehrheit der Bevölkerung in der – geradezu heiliggehaltenen – „Freizeit“ kultiviert) der einzig gangbare Weg sei. Diese Frage wurde jedoch heftig verneint: Das menschliche Zusammenleben braucht Regeln und Ordnungen, über die man sich verständigt. Müssen diese derart unbestimmt sein, dass wir im öffentlichen Raum nur mehr „O Tannenbaum“ singen? Oder können und dürfen wir von dem Erbe der Aufklärung ein kleines Stücklein abschneiden, so dass es auch in der Öffentlichkeit noch wieder möglich ist, „O Christenheit“ zu singen?

Bernhard Rothen